Princeton University Library
32101 073502112

Bemerkungen

zu

Horatius Od. I. 28.

Beilage

zum

Programm des Lyceums zu Wertheim

für 1846.

von Platz, Hofrath.

Wertheim,
Druck von Hofbuchdrucker Nic. Müller.
1846.

(RECAP)
2865
.86

Digitized by Google

Text der Ode.

Te maris et terrae numeroque carentis arenae
Mensorem cohibent, Archyta,
Pulveris exigui prope littus parva Matinum
Munera: nec quidquam tibi prodest,
Aërias tentasse domos, animoque rotundum
Percurrisse polum, morituro!
Occidit et Pelopis genitor, conviva deorum;
Tithonusque remotus in auras,
Et Jovis arcanis Minos admissus, habentque
Tartara Panthoiden, iterum Orco
Demissum; quamvis clypeo Trojana refixo
Tempora testatus, nihil ultra
Nervos atque cutem morti concesserat atrae,
Judice te, non sordidus auctor
Naturae verique. Sed omnes una manet nox,
Et calcanda semel via leti.
Dant alios Furiae torvo spectacula Marti:
Exitio est avidum mare nautis.
Mista senum ac juvenum densentur funera: nullum
Saeva caput Proserpina fugit.
Me quoque devexi rapidus comes Orionis
Illyricis Notus obruit undis.
At tu, nauta, vagae ne parce malignus arenae
Ossibus et capiti inhumato

Digitized by Google

IV

Particulam dare: sic, quodcunque minabitur Eurus
Fluctibus Hesperiis, Venusinae
Plectantur silvae, te sospite: multaque merces,
Unde potest, tibi defluat aequo
Ab Jove, Neptunoque, sacri custode Tarenti.
Negligis immeritis nocituram
Postmodo te natis fraudem committere? Fors et
Debita jura vicesque superbae
Te maneant ipsum: precibus non linquar inultis;
Teque piacula nulla resolvent.
Quanquam festinas (non est mora longa); licebit
Injecto ter pulvere curras.

Digitized by Google

Manche Herausgeber des Horatius wollen in dieser vielbesprochenen Ode den Geist einer gewissen Ironie walten sehn, die einerseits gegen die idealistischen und wissenschaftlichen Bestrebungen des Menschengeistes, die ja doch kein Kraut gegen den Tod seien, andrerseits gegen das blos materialistische Jagen nach Gewinn und Reichthum gerichtet sei. Erwägt man die sich so schnurstracks entgegenlaufenden Ansichten der Gelehrten über die Composition dieses Gedichtes, so könnte man wohl auf den Gedanken kommen, der schalkhafte römische Satiriker habe seinen künftigen gelehrten Kommentatoren den ironischen Streich spielen wollen, ihnen mit diesem Gedicht einen Zankapfel hinzuwerfen, um an dem Streite der sich bekämpfenden Meinungen, noch nach seinem Tode sein satirisches Gemüth zu laben. Verfasser dieses ist durch die ihm obliegende Berufspflicht, seinen Schülern die Oden des Horaz zu erklären, zu eigenem Nachdenken über Form und Inhalt dieses Gedichtes geführt worden, und er erlaubt sich, das Resultat seines Strebens, sich über das Gedicht klar zu werden, hier mitzutheilen. Er war nicht in der Lage, alles über diese Ode vorhandene Material benutzen zu können; so mag er manches vorbringen, was vielleicht Andere schon besser gesagt, Manches noch annehmen, was bereits widerlegt ist, und wenn er nicht zu einer ihm selbst genügenden, allen Zweifel beseitigenden Ansicht gekommen, so mag er sich trösten mit weit gelehrteren und scharfsinnigeren Männern, die in ihren Ansichten so verschieden sind, und sich selbst, wie Orelli, der in seiner größern Ausgabe der monologischen, in der später erschienenen kleineren der dialogischen sich zuneigt, zum Troste sagen: difficillime sane est, verum statum scenamque carminis ita exponere, ut et tibi ipsi et aliis satisfacias; in quo, libere ut fatear, non omni culpa vacuus videtur ipse poeta. Und so ist es: mag man auch den Dichter von dem dolus frei sprechen, eine culpa hat er

Digitized by Google

wohl zu verantworten; das Gedicht leidet an Unklarheit der Komposition, und darin liegen die Schwierigkeiten hauptsächlich, nicht sowohl in dem Einzelnen.

Die Hauptfrage ist nämlich die: Ist das Gedicht als Dialog oder als Monolog aufzufassen, und welches ist die Situation, die sich der Dichter gedacht, welches sind die Motive, welche er in der Ausführung der ihm vorschwebenden poetischen Idee gebraucht hat?

Die Handschriften des Horatius geben nach Aussage der Gelehrten uns keine Andeutung, ob das Gedicht Dialog oder Monolog sei, die Scholien, die sich als Trümmer aus den Kommentaren altrömischer Erklärer erhalten haben, werden als der Annahme des Dialogs günstig gedeutet, und in Folge dessen war Jahrhunderte lang die Auffassung des Gedichts als Dialog zwischen Archytas und dem Schiffer die unbestrittene; die 6 ersten Verse wurden dem letzteren, die übrigen dem ersteren zugetheilt. Der Philosoph Archytas, einer der größten Männer des Alterthums, Philosoph, Mathematiker, Staatsmann, Feldherr, liegt, im Schiffbruch verunglückt, am Ufer des Meeres bei Matinum; ein Schiffer fährt vorüber, erkennt die Leiche und redet sie mit den Worten des Textes an, Hinfälligkeit des Sterblichen und selbst des höchsten Strebens beklagend. Der Schatten des Verunglückten zeigt, daß der Tod das Loos aller Sterblichen sei und bittet den Schiffer, daß er Staub auf ihn werfe und die heiligste Pflicht des Menschen, dem Todten die letzte Ehre zu erweisen, nicht versäume, da dies von den Göttern schwer geahndet werde. Dies ist die Idee, welche der traditionellen Auffassung des Gedichts zum Grunde liegt.

In neuerer Zeit haben sich nun mancherlei Bedenken gegen diese Abtheilung des Dialogs erhoben, und nicht minder haben die Ansichten gewechselt über die dem Ganzen zu Grunde liegende poetische Idee. Diejenigen, welche der Tradition getreu blieben, wollten doch eine andere Abtheilung des Dialogs und ließen den Schatten des Archytas erst bei Vers 21 eintreten; andere bei Vers 17. Endlich aber machte sich die Ansicht geltend, daß die Annahme, Archytas liege unbeerdigt am Ufer unstatthaft sei, die Worte pulveris exigui munera te cohibent

Digitized by Google

deuteten auf ein Grab, und es sei nicht Archytas, sondern ein anderer Verunglückter, der beim Anblick von Archytas Grabmal in jene Betrachtungen von Vers 1 — 20 ausbreche, und dann an den Schiffer mit der Bitte sich wende, seinen Leichnam mit einer Handvoll Erde zu bedecken. Ein Ungenannter endlich, dem Orelli in der kleineren Ausgabe beipflichtet, faßt die Sache wieder anders. Nach ihm liegt Archytas beerdigt in seinem Grabe am Ufer; ein Schiffer fährt vorbei und bricht bei seinem Anblick in Klagen über das Schicksal des Menschen aus. Da unterbricht ihn die Stimme eines am Ufer liegenden Verunglückten und bittet um den letzten Dienst.

Man sieht, wie die Auffassung des Gedichtes als Dialog in verschiedenster Weise sich geltend macht, allein in ihr allein liegen die Schwierigkeiten nicht, wie Peerlkamp meint, denn auch die monologische läßt 3 verschiedene Deutungen zu, die zwar manche Schwierigkeiten und Inkonvenienzen der andern beseitigen, aber wieder andere mit sich führen.

Als der erste, welcher sich gegen die herkömmliche Ansicht eines Dialogs erklärte, wird der berühmte Casanbonus genannt; doch ist seine Aeußerung nur gelegentlich: »de Archytae colloquio turpissimum est commentum« eine Begründung ist nicht bekannt. Ausführlicher haben die neue Ansicht entwickelt ein Ungenannter in der Zeitschrift: Philosophische Blicke auf Wissenschaften und Menschenleben, herausgegeben von Heinzelmann und Voß. 1789. Dieser stellte folgende Hypothese auf: »Der Dichter selbst, allein sprechend, den unbegrabenen Archytas im Geiste sehend, redet ihn an, philosophirt und legt zuletzt bei einem etwa dahin kommenden Schiffer Fürbitte um seine Bestattung ein.«

Ich kenne die Abhandlung dieses Ungenannten nur aus den Anführungen in F. A. Wolfs und Weiske's Abhandlungen über diese Ode. Beide mißbilligen die Auffassung desselben, jener vom dialogischen, dieser vom monologischen Standpunkt aus. Wolf sucht zu zeigen, wie mit dem 7. Vers eine neue Gedankenreihe angehe, die in den Mund des Schiffers nicht mehr passe, und die letzten Verse in ihrer Dringlichkeit nur von einem gesprochen werden könnten, der für sich selbst bitte; er zeigt, wie gewaltsam die Situation wäre, nach welcher

Digitized by Google

der Leſer den Horaz prope litus matinum vor dem Leichnam ſtehend denken müßte, und doch ſei dies nöthig, um den Gang der Gedanken nur einigermaaßen erträglich zu machen. Weiske zeigt, wie erſt eine allen Mss. widerſtreitende Aenderung des me quoque in te quoque in V. 21 die Anſicht des Ungenannten möglich mache, wie ferner die Worte precibus non linquar inultis ihrem wahren Sinn nach nicht in den Mund des fürbittenden Horaz paſſen, und wie endlich mit Recht der ſo dringend gebetene Schiffer dem Dichter, der vor der Leiche ſtehe, ſagen könne, warum denn er nicht die Handvoll Erde auf den Leichnam werfe. Unter allen Auffaſſungen des Gedichts als Monolog iſt dieſe wohl diejenige, welche am allerunzuläſſigſten iſt. Außer dem von Wolf und Weiske bemerkten ſpricht auch noch Folgendes dagegen, daß der Dichter als ſolcher, daß Horaz perſönlich hier auftrete, und um eine Handvoll Erde für Archytas Leiche bitte. Gegen dieſe Annahme ſtreitet ſchon das Zeitverhältniß, in welchem Horaz und der pythagoräiſche Philoſoph zu einander ſtehn. Der lyriſche Dichter nimmt ſeinen Stoff vorzugsweiſe aus der Gegenwart, der Epiker aus der Vergangenheit; während der letztere rein objektiv Thaten erzählt, reflectirt der erſtere über ſeine Stellung zur Außenwelt; dieſe aber wird weſentlich bedingt durch ein unmittelbar gegenwärtiges Intereſſe, nicht durch die für die Perſon des Dichters einflußloſe mythiſche Vergangenheit. Dies ſchließt jedoch nicht aus, daß nicht auch der Lyriker auf die Vergangenheit zurückgreifen könnte; er kann es thun in doppelter Weiſe, entweder ſo daß ihm der mythiſche oder der rein hiſtoriſche Stoff als Subſtrat für ſeinen reflectirenden Geiſt dient, wie Pindar auf dieſe Weiſe in ſeinen Feſtgeſängen auf die Sieger in den großen Nationalſpielen in Olympia ꝛc. des epiſchen Stoffs ſich zur Vermittlung von Vergangenheit und Gegenwart bedient, oder ſo daß er ſich Situationen der Vergangenheit vergegenwärtigt und zu irgend einem Zwecke benutzt. Niemals aber kann der Dichter ſich ſo eines Ereigniſſes längſt vergangener Zeit bedienen, daß er perſönlich ſich in eine Beziehung zu demſelben brächte, die ganz unnatürlich wäre. Wenn Horaz in der 15. Ode des erſten Buchs den Nereus dem die Helena entführenden Paris den Untergang

Digitized by Google

weissagen läßt, so ist dies ein lyrisches Phantasiegemälde, ein lyrischepisches Idyllion, wobei die Person des Dichters sich in kein unmittelbares Verhältniß zu einer jener mythischen Personen setzt; sie bleibt im Hintergrund, mehr erzählend. Ganz anders verhält es sich mit unserer Ode, wo Horaz sich persönlich für die Beerdigung des Jahrhunderte vor ihm im Schiffbruch umgekommenen Pythagoräers verwenden soll. Man darf wohl fragen: wie konnte der Dichter zu diesem sonderbaren Gedanken kommen? Frei stand es ihm ohnstreitig, den Vorfall mit dem Tode des Archytas auch zu einem solchen lyrischen Phantasiebilde zu benutzen, wie er in der oben angeführten 15. Ode des ersten Buchs eines gegeben hat, und was man auch gegen den poetischen Gehalt des Gedichts in seiner traditionellen dialogischen Auffassungsweise einwenden mag, es ist wenigstens nicht die grelle Verletzung der Einheit der Zeit darin, welche in der monologischen Auffassung des Ungenannten liegt. Horaz der Zeitgenosse Augusts soll um die Beerdigung des Zeitgenossen Plato's bitten! Das ist doch zu stark selbst für die stärkste Phantasie, zumal für die etwas nüchterne des Horaz. Nimmt man die Scene als Dialog zwischen Archytas und dem Schiffer so ist doch wenigstens die Situation nicht so unnatürlich, als wenn zu dem Schatten eines eben Umgekommenen Jemand spricht, der noch nicht einmal geboren ist. Horaz träte so als ein Schatten, nicht als lebendige Persönlichkeit auf; er würde spucken schon vor seinem Tode, was im Geisterreich doch nicht herkömmlich ist. Was konnte, darf man wohl fragen, dem Dichter den Gedanken eingeben, sich in diese Beziehung zu einem Ereigniß früher Vergangenheit zu setzen? Das ganze Gedicht ist allerdings ein Phantasiebild, allein so weit geht doch die poetische Licenz nicht, daß ein Zeitgenosse des Augustus Fürbitte einlegt für die Bestattung eines Zeitgenossen des Plato. Diese warme Theilnahme des Horaz am Schicksal des pythagoräischen Philosophen wäre die Mutter einer sehr frostigen Poesie.

Wir gehen über zu der Ansicht, welche der Holländische Gelehrte Hoffmann-Peerlkamp in seiner Ausgabe der Oden des Horaz aufgestellt hat. Auch er ist gegen die herkömmliche Annahme eines Dialogs zwischen dem Schatten des

Digitized by Google

Archytas und einem Schiffer und findet alle Schwierigkeiten der Erklärung in dieser Weise, das Gedicht aufzufassen. Er fragt zunächst: woher der Schiffer wisse, daß die am Ufer liegende Leiche die des Archytas sei? Dies aber kann kein Grund seyn gegen die dialogische Auffassung; denn so unnatürlich wäre doch die Annahme nicht, daß ein Schiffer aus dem Vaterlande des Verunglückten, und warum sollen wir uns gerade einen ganz fremden denken, den Leichnam des Archytas erkannt, eines Mannes, den er im Leben oft gesehen hatte. Ein Mann, wie Archytas, der kein im Dunkel des Privatlebens zurückgezogen lebender, von Wenigen gekannter war, sondern vielfach im praktischen Leben wirkt, namentlich zu wiederholten Malen als Feldherr die Kriege seiner Vaterstadt führte, mußte wohl von vielen im Volke gekannt seyn. So ist des Dichters Phantasie gewiß in sehr bescheidenen Gränzen geblieben, wenn er uns zumuthet, den Fall, daß der Schiffer die Leiche eines weitberühmten Landsmannes, den auch er oft gesehen haben konnte, erkannt, als möglich zu denken und als wirklich anzunehmen. Peerlkamp fragt ferner, woher dem Schiffer die Gelehrsamkeit komme, daß ihm ein Urtheil über Pythagoras (»te judice &c.«) in den Mund gelegt werden könne. Auf diesen Einwand haben Wolf und Andere geantwortet; allein jedenfalls träfe er nur diejenige dialogische Auffassung, welche bei Vers 7 den Archytas eintreten läßt. Nach Andern, z. B. Buttmann und dem Ungenannten bei Orelli (Excurs zu ders. Ode in der kleinen Ausgabe) spricht der Schiffer bis V. 20, so daß die Worte te judice an den Archytas gerichtet sind.

Es beruft sich Peerlkamp aber auch zu Unterstützung seiner Ansicht, daß Archytas allein das ganze Gedicht hindurch spreche, auf die Scholiasten zu Horaz. Ueber den geringen Werth, den diese im Allgemeinen haben, ist man einverstanden; sie geben uns Bruchstücke der Erklärungen alter Grammatiker und geben für die höhere Kritik, sowie für die ästhetische Beurtheilung und geistige Auffassung des Dichters wenig oder keine Ausbeute; allein immerhin sind ihre Angaben beachtenswerth, weil sie doch Reste früherer Exegese enthalten, die weit ins Alterthum hinaufgehn und insofern von Interesse sind. Son-

Digitized by Google

derbar iſt es nur, daß bei unſerer Ode ſowohl Vertheidiger der herkömmlichen Anſicht, als ſolche der entgegengeſetzten ſich auf das Zeugniß der Scholien zu ihren Gunſten berufen. F. A. Wolf will in ihnen den Beweis haben, daß die herkömmliche Anſicht in die Zeiten des Alterthums ſelbſt hinaufgehe; auch Weiske ſagt: ſie ſchienen das Gedicht als Dialog zu faſſen. Peerlkamp findet, daß ſie ſeiner Anſicht das Wort reden. Wer hat Recht? Die Worte der Scholien lauten 1) bei dem Commentator Cruquianus ſo: haec Ode ἐκ τῆς προσοπο ποΐας inducit corpus naufragi Arcyhtae ad litus expulsum conqueri cum nauta praetereunte de injuria, nisi ab eo sepeliatur. 2) Akron und Porphyrio drücken ſich faſt eben ſo aus: inducitur corpus naufragi Archytae Tarentini in litus expulsum conqueri de injuria sua et petere a praetereuntibus sepulturam So wenig ich der Anſicht Peerlkamps über das Gedicht beitreten kann, ſo muß ich doch darin ihm beiſtimmen, daß in den Worten der Scholiaſten keine Andeutung eines Dialogs liegt. - Ich habe die Scholien als Ganzes nicht vor mir; wie es aber ſcheint, ſo ſtehn die Worte, welche aus ihnen citirt werden, als Einleitung zum Gedicht und beziehen ſich auf das Ganze. Stünde das inducitur corpus bei Vers 7 oder 21., oder ſonſt in dem Context der Ode, ſo wäre ganz klar, daß die Ode von dem alten Verfaſſer der Scholien als Dialog gedacht wäre, und daß er die Stelle bezeichne, wo Archytas ſelbſt redend eintritt. Da es in den Scholien aber als Einleitung zum Gedicht daſteht, ſo ſcheint es auszuſagen, daß der Dichter den Archytas gleich anfangs redend einführe, und als die 2 Hauptmomente ſeiner Rede werden dann angegeben, Klage und Bitte, dies aber ſind die 2 Motive, in der ganzen Ode, ſie beginnt mit der Klage und ſchließt mit der Bitte. Das Wort inducitur muß ſich auf den Anfang des Gedichtes beziehen; die Bitte ſpricht natürlich auch nur er; für einen Schiffer bleibt nichts im Text übrig, ſo wie man den Anfang dem Archytas in den Mund legt. So ſcheint denn allerdings der Scholiaſt für Peerlkamp zu ſprechen, nicht für Wolf.

Anerkennen muß man, daß er ſich auch wunderlich ausgedrückt hätte, wenn er mit ſeinen Worten das Gedicht als

Digitized by Google

Dialog hätte bezeichnen wollen; hätte er sich den Schiffer als Redenden gedacht, so mußte er dies eben so gut andeuten, als er es bei Archytas gethan. Die Worte conqueri cum nauta praetereunte sind nicht im Sinn eines Gesprächs mit dem nauta zu denken; conqeri cum aliquo heißt, sich bei einem beklagen, ohne Andeutung eines Dialogs. Akron und Porphyrio lassen das nauta ganz weg und sagen bloß conqueri de injuria sua et petere sepulturam a praetereuntibus, von einem Dialog ist auch hier nicht die Rede. Wie Wolf die Worte des Scholiasten als Andeutung eines Dialogs sich erklärt hat, ist daher mir nicht klar; aber auch im Text des Horaz selbst ist er über einzlne Phrasen, wie Orelli sagt, callide hinweggekommen, wie über das judice te und cohibent, die er von einem im Voraus genommenen Standpunkt aus deutet. Weiske beseitigt die Scholien als ganz inkompetente Zeugen, die nichts entscheiden und beweisen. Ich glaube sie zeugen hier im Allgemeinen für monologische Auffassung des Gedichts für Peerlkamps Ansicht.

Endlich beruft sich Peerlkamp auch auf eine angebliche Bemerkung des großen Casaubonus, de Archytae colloquio turpissimum est commentum. In wiefern jedoch dies eine Zustimmung gerade zu Peerlkamps Ansicht sein soll, ist nicht klar. Wie Casaubonus sich die Situation gedacht habe, ersehen wir aus jener Note nur negativ, nicht positiv.

Peerlkamp stellt folgende auf: Archytas liegt am Ufer, schon leicht mit Sand bedeckt, welchen einige Vorübergehende aus religiöser Sitte auf den unbekannten Leichnam geworfen hatten. Es geht ein neuer Schiffer vorüber, welcher, weil er Eile hat, die Pflicht der Menschlichkeit nicht erfüllen zu wollen schien, und geht in dem Moment vorüber, wo Archytas aufgehört hatte, mit sich selbst zu sprechen, sagend:

Me quoque devexi rapidus omnes Orionis
Illyricis Notus obruit undis.

Daß Archytas in diesen letzten Worten statt wie bisher sich anzureden, wie in te judice, nun auf einmal sage me quoque statt te quoque erklärt Peerlkamp daher, daß letzteres dunkel gewesen wäre, weil er sich unmittelbar darauf an den Schiffer wende. Hiezu trieb ihn wohl das Gefühl, daß der

Digitized by Google

Uebergang von dem Selbſtgeſpräch auf die Anrede an den Schiffer offenbar ſehr hart und unvermittelt iſt, eine Folge der Fiction, daß der Schiffer gerade wie ein Deus ex machina hier vorbeigehn muß. Dunkel wäre es geweſen, wenn Archytas ſtatt te quoque, me geſagt hätte? Warum? Offenbar meint Peerlkamp, weil das teſch dann auf den Schiffer hätte beziehen laſſen. Allein die Schroffheit des Uebergangs in dem at tu nauta etc. bleibt dennoch. Dunkel aber wäre das te quoque nicht geweſen, denn auf den Schiffer te — obruit zu beziehen, kann Niemand einfallen, da der nauta, von dem Archytas die Handvoll Staubes fordert, doch natürlich nicht als ein auch Ertrunkener zu denken iſt. Um die Vertauſchung der Anrede an ſich, welche te quoque erfordert hätte, mit me quoque zu rechtfertigen, bemerkt er: ea orationis mutatio propria est, quum nobiscum, sive cum animo nostro loquimur; alſo bei Selbſtgeſprächen gehe man von der zweiten in die erſte Perſon über. Dies ſollen Parallelſtellen beweiſen; unter andern Terentii Adolphi V., 1, 1 s. etc. Hier tritt der bektrunkene Sclave Syrus auf und ſagt:

Edepol, Syrisce, te curasti molliter,
Lauteque munus administrasti tuum.
Abi — Sed postquam intus sum omnium rerum satur etc.

Hier iſt der Uebergang ganz naturgemäß; die Worte des Syrus bis abi ſind an ſich gerichtet, die weiteren ſpricht er zu den Zuſchauern gewendet, wo natürlich ein Wechſel der Perſon eintreten mußte. Keineswegs aber iſt das eine allgemeine Regel. Bei Horaz ſind die Worte me quoque nicht an den Schiffer gerichtet, ſondern erſt mit at tu, nauta, geht die Anrede an. Hier aber iſt der Uebergang aus der 2. in die 1. Perſon ganz unmotivirt, und ein Uebelſtand, der eben in der falſchen Auffaſſung der Idee des Gedichts liegt. Nicht minder ungeeignet beigezogen iſt als Parallelſtelle Horat. Od. III., 27. Der Dichter beginnt mit allgemeinen Sätzen und wendet ſich dann an Galatea.

Wir kehren zurück zu der Hauptanſicht, welche der Holländiſche Gelehrte über unſere Ode aufgeſtellt hat, zu einer Anſicht, von der Orelli ſagt, daß ſie wohl wenig Gönner finden werde, und die Weiske mit wenigen Worten als eine

Digitized by Google

abfertigt, die nicht möglich sei schon, wegen des te judice und me quoque. Auch sei noch Niemand darauf gekommen, diesen Weg in Erklärung der Ode einzuschlagen. Peerlkamp, der seine Abhandlung kennt und mit Lob als eine dissertatio elegans viri eruditissimi anführt, ließ sich indessen nicht abhalten, die Ode als einen Monolog des Archytas zu fassen und die Situation, wie er sie dem Dichter unterstellt, haben wir oben mit seinen eigenen Worten angegeben. Weiske's zwei Gründe gegen sie lassen sich beseitigen, allein sie ist in sich selbst unhaltbar und beruht auf zum Theil falschen, zum Theil willkürlichen Voraussetzungen.

Archytas Leiche, heißt es, liegt am Ufer, schon leicht mit Sande bedeckt, den einige Vorübergehende darauf geworfen hatten. Auch er setzt also voraus, daß die Leiche am Ufer unbeerdigt liege, darin mit der herkömmlichen Ansicht einverstanden. Allein schon gegen diese Basis sind von Weiske sehr schwere Bedenken geltend gemacht worden, wie wir sehen werden. Angenommen aber auch, daß sie fest stehe, so fällt mit der Annahme, daß die Leiche schon von mehreren Vorübergehenden mit Erde bestreut worden sei, aller Grund für den Schatten des Archytas weg, so inständig ja drohend einen andern um Bestattung anzugehn; seine Klage hat keinen Grund mehr, denn, wie schon Weiske bemerkt gegen Andere, welche das pulveris exigui munera te cohibent in Einklang bringen wollen mit der Bitte am Schluß des Gedichts, für die Ruhe des Todten genügte schon, wenn auch nur eine Handvoll Erde auf den Leichnam geworfen, eine Scholle auf sein Haupt gelegt war. Wozu also diese Angst und Drohungen des Archytas, die nur dann einen Sinn haben, wenn der Nauta als der Erste gedacht wird, der den Leichnam mit einer Handvoll Erde bedecken soll.

Es scheint ferner aber auch das unrichtig zu seyn, daß Peerlkamp, offenbar durch die Scholiasten verleitet, an Vorübergehende denkt; der Dichter weiß nur von einem nauta, und warum sollen wir uns einen zu Land reisenden Schiffer denken? Hätte der Dichter das gewollt, so hätte er irgend ein anderes Wort, wie viator z. B. gebraucht, aber da er einen nauta auftreten läßt, was dadurch motivirt ist, daß die Leiche am Meeresufer liegt, so müssen wir uns nothwendig

Digitized by Google

nicht einen Vorübergehenden, sondern einen Vorüberschiffenden denken; damit allein läßt sich auch das Motiv der Eile vereinigen, die den Schiffer abhalten könnte, der Pflicht gegen den Todten zu genügen, denn ein am Leichname selbst Vorübergehender hätte doch in der That gar keine Ursache, die Zeit so sehr in Anschlag zu bringen, die dazu gehört, eine oder drei Handvoll Erde auf einen Leichnam zu werfen. Der Ausdruck curras am Schluß wird wohl nicht ein Beweis seyn sollen, daß man sich einen Fußwanderer zu denken habe; es heißt soviel als cursum prosequaris mit Bezug auf die Seefahrt. Dies, daß der Schiffer zur See, auf einer Fahrt begriffen gedacht wird, ist allein ein Haltpunkt für die Besorgniß des Flehenden, er möge ohne ans Land zu gehn, vorüberfahren; denn man mag nun die Ode als Dialog oder als Monolog nehmen, so fehlt es an irgend einem sonstigen triftigen Motiv, welches der Schatten haben könnte, bei dem Schiffer einen bösen Willen vorauszusetzen. Nimmt man den Dialog an, so ist in der Rede des Schiffers, wie man sie nun eintheile, jedenfalls keine Spur davon, daß er nicht geneigt sei, die Pflicht der Religion zu erfüllen; und läßt man ihn gar nichts reden, so sucht man in der wirklichen Absicht des nauta auch nur nach Willkühr das Motiv für das dringliche Flehn. Schon die Anrede beginnt ne parce malignus arenae, weil die Möglichkeit nah liegt, der Schiffer werde vielleicht, Eile vorschützend, vorbeiseegeln. Darum sagt denn auch der Schatten am Ende, sein Gesuch motivirend: es kostet ja nicht viel Zeit, non est mora longa, wirf dreimal Erde auf den Leichnam, dann kannst du weiter seegeln. Wie mir Vieles an dieser Ode nicht gefällt, so besonders auch dieser matte Schluß nicht, denn das konnte der Schiffer, zumal wenn er gar noch zu Fuß beim Leichnam vorübergeht, wohl sich selbst sagen. Weit kräftiger ist der Schluß, wenn man die 2 letzten Verse sich ganz wegdenkt. Die Rede an den Schiffer beginnt mit Bitten und Wünschen für das Heil desselben, wenn er das Flehen des Schattens erfülle; sie schließt mit Drohungen, wenn er es nicht thue, Teque piacula nulla resolvent. Hier ist der natürliche Schluß; die noch folgenden Verse, die noch eine sehr alltägliche, wieder bittende Motivirung enthalten, könnten füglich entbehrt werden.

Digitized by Google

Ich wundere mich in der That, daß Peerlkamp, der mit seinem kritischen Messer so viele chirurgische Operationen am Leibe der Horazischen Poesie vorgenommen, namentlich auch Vers 19 und 20. für unächt erklärt, nicht auch die letzten 2 Verse unserer Ode als eine verunstaltende Balggeschwulst weggeschnitten wissen will. Wahrscheinlich hat ihn die Stelle aus der Declamatio des Pseudoquintilianus, die er als eine Nachahmung der Horazischen Stelle betrachtet, davon abgehalten, und die Gelehrsamkeit über sein sonst scharfes, ja allzuscharfes kritisches Gefühl obgesiegt. Daß die Stelle bei Quintilian: hinc et ille venit affectus, quod ignotis cadaveribus humum congerimus et insepultum quodlibet corpus nulla festinatio tam rapide transcurrit, ut non quantulocunque veneretur aggestu gerade durch die Schlußverse unserer Ode veranlaßt sei, dünkt mir sehr zweifelhaft, denn die festinatio ist noch kein Beweis, daß es eine Nachahmung sei. Ich bin nicht so kühn, zu behaupten, jene Schlußverse seien unächt, aber daß, auch wenn sie von Horaz herrühren, sie mir wie sehr nüchterne Prosa vorkommen, habe ich den Muth zu gestehen, Auch die Phrase judice te, non sordidus auctor naturae verique, dünkt mich keine Zierde des Gedichts, und insbesondere nicht, wenn man sie, wie Peerlkamp, dem Horaz als an sich selbst gerichtet in den Mund legt.

Alles dies sind jedoch Ausstellungen, die mehr auf die Aeußerlichkeit der Situation sich beziehn; wenden wir uns zum Inhalt dessen, was dem Archytas in den Mund gelegt ist, so zeigt sich auch hier Anstößiges und Ungeeignetes. Was sagt der Schatten des Weisen: Hier liegst du, o Archytas, der Meer und Erde und Sand am Meer maß, von ein wenig Staub bedeckt; es nützt dir nichts, den Himmel im Geist durchmessen zu haben, du mußtest doch sterben. Auch Tantalus und Andere sind gestorben, denn alle erwartet Eine Nacht, der fällt im Krieg, den verschlingt das Meer; Jung und Alt muß sterben; auch mich hat ein Sturm ins Meer versenkt. Du aber, o Schiffer ꝛc.

Das ist der Gang der Gedanken, es fragt sich, wie paßt er in den Mund eines Archytas? Vers 1—6 enthalten

eine Art Ironie über sich selbst: was nützt es dir, Erd und Himmel mit kühnem Forschergeist umfaßt zu haben? du mußtest sterben! Ich sage, solche Betrachtungen passen sich nicht in den Mund eines der größten Geister des Alterthums; er mußte ja wissen, daß er sterben würde, und kann nicht den Werth und die Bedeutung hohen, wissenschaftlichen Strebens abhängig davon machen, daß die Wissenschaft doch kein Kraut gegen den Tod ist. In Archytas Mund klingt das nec quidquam tibi prodest &c. trivial; er wußte ja wohl, daß der Tod sein Loos seyn werde, daß aber das Streben des unsterblichen Geistes über das Grab und die Macht des Todes hinausreiche. Von Vers 7 — 20. kommt nun eine lange Litanei von Trostgründen, Beispielen, daß auch andere große Männer und Heroen gestorben seyen, und überhaupt alle Menschen sterben müßten. Schon Wolf, in seiner Vertheidigung der herkömmlichen Ansicht über die Idee der Ode, macht gegen den Ungenannten, der den Dichter allein sprechen läßt, die sehr gegründete Bemerkung, daß die ganze Ausführung nicht in den Mund des Dichters passe; ich sage, sie paßt eben so wenig in den des Archytas, wenn man auch die ersten 6 Verse ihm zutheilt. Faßt man mit Wolf die Ode als Dialog, so spricht der Schiffer Vers 1 — 6. den Ausdruck eines ungebildeten Mannes, dem Archytas dann entgegen hält, daß noch größere Männer gestorben seyen und der Tod überhaupt das Loos aller Sterblichen sey. In dieser Situation hat es doch noch Sinn, den Archytas zur Belehrung eines gewöhnlichen Mannes so reden zu lassen, wiewohl auch hier andere Bedenken sind; allein wenn man sich denkt, Archytas spricht die ersten 6 Verse und, dann, gleichsam sich selbst zu trösten, auch die folgenden, so ist das wohl kaum in Horazens Sinn gekommen; er kann nicht in einer Art Selbstironisirung den Archytas sich die Nutzlosigkeit wissenschaftlichen Strebens gegen den Tod vorhalten und dann wieder eine Art Leichenpredigt halten lassen, über den trivialen Text, daß alle Menschen sterben müssen. Wolf sagt, daß die Ode, wenn man sich in ihr den Horaz selbst redend denke, seinem Gefühl nach das trivialste, magerste Stück im Horaz sey, und führt das näher aus. Sie erhält nach meinem Gefühl keinen größern Werth, wenn man

Digitized by Google

sich den Archytas an seine Stelle denkt. Auch hat sich bisher meines Wissens außer Peerlkamp Niemand für diese Ansicht ausgesprochen.

Es gibt nun noch eine weitere Vorstellung, die Ode monologisch zu fassen, und das ist die von B. G. Weiske in den Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik vom Jahr 1830 1. Band, S. 349. ff. entwickelte. Nach ihr hat Horaz sich folgende Situation gedacht: »Es spricht ein Schiffbrüchiger wer er auch sey, ein in den Wellen Umgekommener und an das Kalabrsche Ufer Ausgeworfener, dessen Schicksal aus was immer für einem Grunde, dem Horaz wichtig genug war, ihn zu so theilnahmvoller Dichtung zu veranlassen. Der Schatten redet den unfern im Grabe ruhenden Archytas an, durch sein und anderer Beispiel sich tröstend wegen des Todes, und zuletzt bittet er irgend einen etwa Vorüberschiffenden um Bestattung seiner Gebeine.« — Dies ist die allgemeine Idee, die nach Weiske dem Gedichte zu Grunde liegt. Sehen wir zuvörderst, wie er diese begründet und dann, wie er sie weiter noch in Bezug auf die Person des Schiffbrüchigen individualisirt.

Die beiden vorigen Ansichten hatten, obwohl verschieden was die Person des Sprechenden betrifft, doch zur gemeinschaftlichen Voraussetzung die Annahme, daß des Archytas Leiche unbeerdigt am Ufer liege, und diese Annahme ist es, welche Weiske vor Allem als eine rein willkührliche, auf falscher Interpretation einzelner Stellen der Ode, sowie auf der sehr zweifelhaften Autorität der Scholien beruhende darstellt. Diese Frage ist allerdings die erste und wichtigste für den ganzen Streit über die Erklärung dieser vieldeutigen und vielgedeuteten Ode, da von ihr die weitere Frage, ob die Ode Dialog oder Monolog sey, allein abhängt. Welche Gründe sind es nun, die Weiske der herkömmlichen Ansicht entgegensetzt?

Die Hypothese vom unbegrabenen Archytas, sagt er zunächst ist unwahrscheinlich an sich. »Archytas, der große Philosoph und Mathematiker, Staatsmann und Feldherr, unbestattet am vielbeschifften Ufer des Kalabrischen Vorgebirgs unfern seiner Heimath Tarent! Also vor Kurzem angeschwommen, und eben jetzt erst von einem Schiffer erkannt? Der Fall ist möglich,

Digitized by Google

aber unwahrscheinlich.« Diesem ersten Widerspruch ist kein großes Gewicht beizulegen. Die Möglichkeit des Falls giebt Weiske selbst zu, und die Unwahrscheinlichkeit wäre wohl auch nicht so groß, denn daß Archytas Philosoph, Mathematiker, Staatsmann, Feldherr ist, hindert nicht, daß auch er im Schiffbruch ertrinken und am Ufer eine Zeitlang unbestattet liegen kann. Einer muß ihn doch zuerst sehen, und diese Möglichkeit hat sich der Dichter gedacht.

Schwerer wiegt schon das weitere Bedenken, daß die Thatsache, Archytas sey auf diese Weise ums Leben gekommen, lediglich auf die herkömmliche Deutung dieser Ode sich stützt, und auf die Scholiasten zu derselben. Der Umstand, daß in keinem Schriftsteller des Alterthums sich eine Andeutung über den gewaltsamen Tod des berühmten Mannes findet, ist, wenn nicht ein entscheidendes, doch ein nicht ganz unbedeutendes Moment, nicht entscheidend, weil so viele Schriftsteller des Alterthums ganz verloren oder nur in Bruchstücken auf uns gekommen sind, und weil man ja auch annehmen kann, es sey eine mündliche Tradition über den Schiffbruch des Archytas im Umlaufe gewesen. So Orelli und Zell (letzterer in dem Artikel über Archytas in der Realencyklopädie für klassische Alterthumskunde) daß die Aussage der Scholien nicht schwer wiegt, bemerkt Weiske mit Recht, da sie namentlich bei Horaz so Vieles erst aus dem Text herausziehn und als Thatsache der Erklärung wegen hinstellen.

Gewichtvoller und für mich wenigstens von entscheidender Beweiskraft ist aber das Argument, was aus dem lateinischen Text der Ode selbst entnommen ist für die Behauptung, daß man den Archytas sich als beerdigt zu denken habe. Die Worte te cohibent parva pulveris munera werden nämlich von Einigen so erklärt: Die Versagung wenigen Staubes hält dich fest diesseits des Styx. Weiske zeigt, daß diese gekünstelte Erklärung eben nur auf der Hypothese beruhe, Archytas liege unbegraben am Ufer, deswegen gehindert, über den Styx zu gelangen, und daß aus den lateinischen Worten dieser Sinn nicht ohne der Sprache Gewalt anzuthun herausgedeutet werden könne. Er zeigt auf das Schlagendste, daß die sogenannte figura personata, wonach res pro rei defectu steht, hier nicht

Digitized by Google

anwendbar sey, und daß in dem cohibent das citra stygen nicht liege. Aber auch die andere Erklärung, wonach die angeführten Textesworte bedeuten sollen: pulveris exigui pars, exiguum spatium te tenet, oder wie Dillenburger paraphrasirt: tu nunc exiguum spatium occupas, oder nach Wolfs ungenauer Uebersetzung: Wie nur wenig Spannen lang ist deine Stätte! wird als dem Sprachgebrauch zuwider zurückgewiesen. Dies Mißverständniß der Horazischen Worte beruht darauf, daß sie genommen werden von der Erde, welche der Körper bedeckt, statt von der, womit er bedeckt ist, und daß cohibet te exiguus pulvis (denn exigua pulveris munera ist nur Umschreibung) nur das letztere bedeuten kann, zeigen die schlagenden Parallelstellen, welche Weicke anführt, der analoge griechische, ja auch der deutsche Sprachgebrauch. Ueberall steht es vom Begrabenseyn, vom Umschlossenseyn von einem Gegenstande. Terra cohibet semen, ova cohibent vitellum; κατέχει Πινδαρον ἄδε κόνις, das Deutsche: wenig Staub deckt ihn, all dies ist dem Horazischen Satz ganz analog. Die Gegner Weicke's berufen sich freilich auf Stellen, die für ihre Auffassung des cohibere sprechen sollen, allein sie beweisen gerade das Gegentheil. So sagt Dillenburger: cohibere verbum quid sit, facile perspicies est Carm. II, 20, 8. III, 4, 80. III, 14, 22. IV, 6, 34. er will daraus folgern, daß es so viel sey als coercere, i. c. prohibere, ne quid ultra certum quendam terminum evagetur, progrediatur, und citirt Od. II, 15, 38. II, 19, 19. wo coercere in dieser Bedeutung vorkomme. Daraus folgt aber nicht, daß auch in unserer Stelle cohibere soviel sey als occupare exiguum spatium. Der Begriff pulvis exiguus te cohibet ist allerdings analog dem pulvis exiguus te coercet, aber nur dann, wenn man sich den Archytas im umschließenden Grabe denkt, das bloße Daliegen auf der Erde, unbedeckt von ihr, involvirt nimmermehr den Begriff von coercere. Wohl ist Archytas auch so, unbedeckt gedacht, gefesselt an die Erde, aber nicht durch die Erde, sondern weil er todt ist. Der lebend einen kleinen Raum einnehmende ist nicht gehindert, ultra certum quendam terminum evagari, wenn er sich die Mühe giebt aufzustehn und und fortzugehn während ein auch lebend Begrabener cohibetur &c. durch

Digitized by Google

die ihn einschließende Erde. Da also, wo cohibere zugleich in die Bedeutung von coercere hineinspielt, muß in ihm der Begriff eines Umschlossen oder Bedecktseyns enthalten seyn, und so verhält es sich mit den von Dillenburger beigebrachten Stellen. In der ersten Od. II, 20, 8. heißt es: nec stygia cohibebor unda d. h. mich wird die Stygische Fluth nicht einschließen, wie Voß übersetzt: Nimmer umschränkt mich des Styr Gewässer: Aktiv ausgedrückt würde es heißen: nec stygia me cohibebit unda. Würde das zu paraphrasiren seyn: ego stygiam undam non occupabo? Ich werde nicht auf dem Styr liegen? Die zweite Stelle ist III, 4, 80. und lautet: amatorem trecentae Pirithoum cohibent catenae: Auch hier ist von einem die Rede, der in Ketten liegt, nicht von einem der auf Ketten liegt, die ihn nicht hindern würden, die Unterwelt zu verlassen.

Die dritte ist Od. III, 14, 22.

Dic et argutae properet Neaerae
Murreum nodo cohibere crinem.

Auch hier ist von Haar die Rede, welches vom Bande umschlungen sein muß; nodus cohibet crinem wird wohl nicht heißen: der Knoten liegt auf dem Haar.

Endlich Od. IV, 6, 34:

Deliae tutela deae, fugaces
Lyncas et cervos cohibetis arcu,

D. h. Ihr Schützlinge der Delischen Göttin (Diana) welche flüchtige Luchse und Hirsche mit dem Bogen im Laufe hemmt, d. h. erlegt. Hier steht cohibere in der abgeleiteten allgemeinen Bedeutung hemmen. Zuerst heißt es: umschließen, daraus fließt auf natürliche Weise die Bedeutung hemmen, insofern das Hemmen die Folge des Umschließens ist. Dann aber wird in einer weitern Fortbildung des Sprachgebrauchs die specielle Art des Hemmnisses generalisirt, und cohibere auch allgemein in der Bedeutung Hemmen gebraucht, insofern diese Wirkung von einer sonstigen Ursache ausgeht, hier vom Pfeil, der das Thier tödtet und so im Laufe hemmt. Diese letzte Stelle paßt also auch nicht, um zu beweisen, daß cohibere überall = sey coercere; denn insofern es, wie ja Dillenburger und Andere wollen in unserer Ode das bloße Daliegen auf der Erde bedeutet, kann es nicht soviel sein, als coercere, da das bloße Daliegen auf

Digitized by Google

der Erde nicht der Grund eines Hindernisses seyn kann. Von Bogen und Pfeil kann ein Hinderniß ausgehn, nämlich der Tod, und daher kann ich sagen: arcus cohibet cervos. Insofern der Leichnam auf der Erde liegt, ist er auch gehemmt, aber nicht durch das Daliegen, sondern weil er todt ist.

Schlagend ist ferner, was Weiske über Zusammenhang und Sinn der Stelle bemerkt, die beide für das Begrabenseyn sprechen, »denn auch der lebende Körper nimmt ja nicht größern Raum ein, und wie absurd wären die gleichen Worte an den lebenden z. B. schlafenden Archytas gerichtet: Dich den himmelumfassenden Weisen umspannt hier ein kleiner Raum auf dem Sande! Nein, nicht des menschlichen Körpers Kleinheit, nur des Grabes Schranken und Bedeckung bilden den richtigen Gegensatz!«

Wie auf diese Weise die Sprache und die Situation gegen die Annahme des unbeerdigt Seyns des Archytas sprechen, so erheben sich nicht mindere Schwierigkeiten über die Abtheilung des Dialogs. Die Einen wollen, daß der Schiffer Vers 1 — 6 spreche, Archytas die übrigen Verse bis zum Schluß. Für diese Ansicht ist das vielbesprochene judice te eine unlösbare Schwierigkeit. Wolf und Weiske zeigen das mattprosaische der allen Handschriften widersprechenden Konjektur judice me, ersterer aber rechtfertigt te als dem Archytas angehörig durch eine Paraphrase, die eben so willkührlich ist, wie die der Worte parva munera pulveris te cohibent, denn daß judice te soviel sey als quem tutamen judicabis excellentem fuisse naturae verique auctorem, ein Mann, von dem du doch gestehen wirst, er war ꝛc. liegt eben so wenig in diesem Ablativ als Mitscherlichs Deutung vel te judice. Dies haben denn auch andere eingesehn und suchen Beseitigung der Schwierigkeit in anderer Abtheilung des Dialogs, indem sie die Rede des nauta ausdehnen bis zu Vers 20. und den Archytas beginnen lassen mit den Worten me quoque &c. Gegen diese Abtheilung aber wendet Weiske mit Recht ein, daß die Worte me quoque in Archytas Mund deswegen nicht passen, weil sie unnöthigerweise dem Schiffer etwas melden, was er ja schon weiß, nämlich daß Archytas im Schiffbruch umkam. Unmotivirt ist endlich auch die mit schweren Drohungen verbundene Bitte

Digitized by Google

des Archytas um Beerdigung. Woher ist Letzterer zu der Annahme berechtigt, daß der Schiffer die heilige Pflicht um die er ihn anspricht, nicht erfüllen wolle? In den Worten des Schiffers liegt keine Andeutung einer solchen Vernachlässigung einer allgemeinen als heilig geltenden Pflicht; sie erscheint vollends unnatürlich, wenn man annimmt, der Schiffer finde so viel Zeit, um mit dem Verunglückten sich zu unterhalten, aber nicht soviel, um eine Handvoll Erde auf ihn zu streuen. Die Worte am Schluß quamquam festinas &c. deuten zwar auf ein solches Motiv der Eile, allein ich habe oben schon bemerkt, daß sie nach meinem Gefühl dem Ganzen einen sehr matten Schluß geben, und mit der Situation nicht harmoniren. Alle diese Schwierigkeiten liegen in der Annahme eines Dialogs, in der Annahme, daß des Archytas Schicksal die Grundlage zu der poetischen Konzeption des Dichters gegeben habe: Mit Recht fragt Weiske, »wie kommt Horaz nach soviel Jahrhunderten dazu, in dieser Weise den Tod des Pythagoräers zum Gegenstand eines Gedichts zu machen?« Mit demselben Rechte konnte freilich Tiberius den Bewohnern einer Stadt im Trojanischen Gebiet nachträglich zum Tode Hektors kondoliren. Wie die gewöhnliche Auffassung des Gedichts ist, war die ihm zu Grund liegende Idee mehr geeignet zu einer poetisch-rhetorischen Aufgabe für die Schule als für den freischaffenden Geist eines Lyrikers, der seinen Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart zu nehmen pflegt, die Vergangenheit höchstens als anregendes Moment benutzt, als ein Motiv in Behandlung eines aus der Gegenwart aus seinem Leben entnommenen Stoffes. Man könnte sich berufen auf die 15. Ode des ersten Buches, welche die Weissagungdes Nereus an den Paris enthält und sagen, daß Horaz hier einen noch entlegenern Stoff zum Gegenstand dieses lyrischen Gedichtes gemacht hat. Ich bekenne aber, daß ich mit den alten Erklärern in dieser Ode eine versteckte Anspielung auf Antonius und Kleopatra sehe, eine Warnung an den üppigen Triumvir, nicht sich selbst das Schicksal des Paris, Alexandria, das von Troja zuzuziehen. Nur so erhebt sich die Ode über den zweideutigen Werth einer bloßen poetischen Stylübung, bei der das Gemüth des Dichters, und das ist ja die Seele des lyrischen Gedichts, kalt bleibt. Will man un-

Digitized by Google

sere Ode zu etwas mehr machen, als einer frostigen Threno-die auf den Tod des Archytas, dessen Tod durch Schiffbruch noch dazu sonst nicht beglaubigt ist, so muß man sie in anderer Weise auffassen. Nicht das, wie gesagt problematische auf falsche Auffassung der Ode sich gründende Schicksal des Philosophen ist es, was den Dichter zu seiner Komposition veranlaßt, sondern ein wirklicher, uns nicht näher bekannter Vorfall aus seinem Leben, bei dem Archytas Grab an der Stätte, wo der Vorfall sich zutrug, nur die Rolle eines untergeordneten poetischen Motivs zu spielen hat.

Weiske's Auffassung in genereller Hinsicht scheint mir vor allen bisherigen den Vorzug zu verdienen; nach ihr spricht ein Schiffbrüchiger, wer er auch sey, ein in den Wellen Umgekommener und an das Kalabrische Ufer Ausgeworfener, dessen Schicksal dem Dichter wichtig genug war, ihn zu so theilnahmvoller Dichtung zu veranlassen. Der Schatten redet den unfern im Grabe ruhenden Archytas an, durch sein und anderer Beispiel sich tröstend wegen des Todes und zuletzt bittet er irgend einen etwa Vorbeischiffenden um Bestattung seiner Gebeine.

Dies ist die allgemeine Ansicht Weiske's von der Idee, die dem Gedichte des Horaz zu Grunde liegt, und gewiß ist sie die einzige, welche die vielfachen Inkonvenienzen beseitigt, die mit der dialogischen Auffassung der Ode verbunden sind, man mag nun die Abtheilung des Dialogs so oder so treffen, sie überhebt die Konjecturalkritik der Mühe, zu Gunsten einer vorgefaßten Meinung gegen die Uebereinstimmung aller Handschriften den Text willkührlich zu ändern, sie stellt einen geordneten Ideenzusammenhang her, beseitiget die aus falscher Deutung des parva pulveris munera te cohibent entflossene Hypothese, daß Archytas unbeerdigt da liege, und erhebt das Gedicht aus der niederen Sphäre einer rhetorischen Schüleraufgabe in die höhere eines poetischen Werkes unmittelbar angeregter mitfühlender Dichterphanthasie. Irgend eine äußere Veranlassung mußte der Dichter haben, um die Idee dieses Gedichtes zu fassen, und hier ist der Vermuthung freier Spielraum gegeben; Horaz erblickt an dem Schauplatze des Gedichtes den Leichnam eines Verunglückten. Weiske nimmt an, daß

Digitized by Google

es jemand sey, der dem Dichter nah gestanden, indeß ist es nicht nöthig, daß gerade ein näheres Verhältniß des Dichters zu dem Verunglückten vorausgesetzt werde, ja es scheint dagegen der Umstand zu sprechen, daß im Gedichte die persönlichen Verhältnisse des Umgekommenen gar nicht berührt sind; hätte Horaz aber das Schicksal eines ihm nahstehenden Freundes im Auge gehabt, hätte er ihm die Theilnahme des Publikums zuwenden wollen, so mußte er wohl die Persönlichkeit des Schiffbrüchigen so bezeichnen, daß jeder wissen mußte, was Horaz wolle. Diese Bezeichnung fehlt nun und Verfasser dieses denkt sich daher die Sache so, daß Horaz durch den Anblick irgend eines an jenem Orte verunglückten Unbekannten auf die Idee seines Gedichtes kam: es ist ein allgemein menschliches Interesse, was sein Gemüth erregt, nicht ein speziell persönliches. Er sieht eine unbekannte Leiche am Strande unbeerdigt liegen, die Leiche eines gewöhnlichen Mannes, wie der Dichter voraussetzt. Das Grab des Archytas, eines der größesten Männer des Alterthums ist in der Nähe; daher die Genesis der Idee: Ein Loos ist es, was alle erwartet, der Tod; selbst das höchste geistige Streben, der höchste Rang, befreit nicht von demselben. Ein Archytas, ein Pythagoras ꝛc. ist demselben Loos unterworfen, wie der Geringste der Sterblichen. Daran schließt sich die Bitte um Beerdigung, um eine Handvoll Staub, die jedenfalls besser in den Mund eines gewöhnlichen Mannes, als eines Philosophen paßt, der über den Volksglauben erhaben war. Was im Munde eines Archytas ungeeignet ist, ist es nicht auch in dem Munde eines gewöhnlichen Mannes. Die ganze Ode bekommt einen andern Geist, wenn man sie als den Monolog eines armen Verunglückten betrachtet, in dem der Anblick von Archytas Grabmal auf ganz natürliche Weise jene Ideenreihe hervorruft. Auf diese Weise ist Archytas nicht der Held des Gedichtes, sondern er steht mit den andern hervorragenden Männern nur da, als Beleg, daß selbst solche das allgemeine Loos der Sterblichkeit theilen; daß er zuerst genannt wird hat seinen Grund auf natürliche Weise darin, daß sein Grabmal an der Stätte ist, wo der Verunglückte sich befindet. Nach ihm werden die übrigen genannt, dann auf das Loos aller Sterblichen hingewiesen und zuletzt

Digitized by Google

erwähnt dann der Schatten sein eigenes Schicksal, me quoqoe devexi &c. und fügt daran die Bitte um eine Handvoll Staubes. Daß er sich einen vorbeifahrenden Schiffer denkt, nicht einen zu Land Reisenden ist durch die Oertlichkeit bedingt, und daher denn auch das Motiv, daß der Dichter den Schatten so ängstlich, und eindringlich, ja drohend, zu dem Schiffer reden läßt; der Schatten besorgt, der Schiffer möge den Zeitverlust scheuen, weil er erst ans Land steigen muß, um ihm den letzten Dienst zu erweisen. Daher auch die letzten freilich etwas prosaischen Verse, wo dem Schiffer gesagt wird, der Zeitverlust sey ja nicht groß, non est mora longa, licebit injecto ter pulvere curras. Denkt man sich aber den Schiffer als sprechend und über das menschliche Schicksal mit dem Schatten erbauliche Betrachtungen anstellend, so liegt das Motiv der Eile fern und der Schatten konnte dem Redseligen etwa sagen: statt zu moralisiren erfülle die Pflicht gegen den Todten und wirf eine Handvoll Staubes auf ihn. So aber dachte sich der Dichter wohl die Situation, daß der Verunglückte durch den Anblick von Archytas Grab zunächst zu seinen Betrachtungen veranlaßt wird und dann einen während seiner Rede vorbeisegelnden Schiffer erblickt, den er sofort anredet und zu bewegen sucht, daß er nicht sich entferne, ohne die heilige Menschenpflicht erfüllt zu haben. So rundet sich alles auf das beste ab und das Gedicht ist in sich zusammenhängend und für den Leser verständlich; denn welches die Veranlassung war, die den Dichter in jene Gegend führte, welches das Ereigniß, das ihm die Idee des Gedichtes eingab, ist unwesentlich für das Verständniß desselben. Dies bemerkt auch Weiske, stellt aber doch am Schluß seiner Abhandlung eine Hypothese auf, die allerdings den Dichter selbst in eine noch lebendigere Betheiligung bei der Sache bringt, allein in dem Gedichte selbst keinen Anhaltpunkt hat und eben aus diesem Grunde wieder eine Unklarheit in dasselbe bringt, die ihm zum Vorwurf gereichen würde. Weiske sagt: Horaz selbst ist der einst auf einer Fahrt an jener Küste durch Sturm gefährdete. Wie er anderwärts auf einer seiner Ueberfahrten seine Rettung besingt aus den Gefahren, die der Sabinische Wolf, die der verhängnißvolle Baum ihm brachte und

Digitized by Google

einſt auch die ſiciliſche See am Vorgebirge Paliaurus, auf einer ebenfalls ſonſt nicht erwähnten, der Zeit nach unbeſtimmbaren Seefahrt, ſo verſetzt er hier dichtend ſich zurück in jene Lage, wo er, den Untergang des Fahrzeugs fürchtend, ſchon im Geiſte ſeine Gebeine am nahen Geſtade liegen ſah und als Schatten ſie umſchwebend auf das vor Augen liegende Grab des Archytas ſchauet und zuerſt dieſen anredet, um von ihm und den dieſem Verwandten großen Beiſpielen Troſt zu entnehmen, nachher aber irgend einen Schiffer um Beſtattung für ſich anzuflehn. Wie Horaz dort, wo er nach der Gefahr, die ihm der fallende Baum brachte, von ſich als Gerettetem ſpricht, doch ſich im Geiſte ſchon in den Orkus verſetzt und deſſen Geſtalten uns vorführt, ſo war es eine natürliche und zugleich dichteriſch kühne und wirkungsvolle Wendung, das als wirklich darzuſtellen, was ſich der Phantaſie in der Stunde der Gefahr aufdrängte. Soweit Weiske. So ſcharfſinnig die Hypotheſe an ſich iſt, ſo iſt ſie doch nicht nothwendig zu Erklärung des Gedichts, und aus dem Grunde unwahrſcheinlich, weil ſie ſich nicht aus dem Gedichte ſelbſt erklären läßt: Zunächſt ſcheint Weiske mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu kommen, wenn er im erſten Theil ſeiner Abhandlung ſagt: »matt wären in des Philoſophen Munde die Gemeinplätze vom Looſe der Sterblichkeit, wozu es nicht der Annahme bedürfte, daß ein Archytas hier ſpreche«, und zuletzt ſie dem Dichter, den er als den Schiffbrüchigen annimmt, in den Mund legt. Sind jene Worte im Munde des Philoſophen matt, ſo werden ſie wohl nicht weniger matt in dem eines Horaz ſeyn, den man ſich doch auch auf einer höhern Stufe geiſtiger Bildung und ſolchen Troſtes nicht bedürftig denken muß. Ebenſo findet Weiske das ängſtliche Flehn um eine Handvoll Sandes und die ſchweren Verwünſchungen im Verweigerungsfalle im Mund eines Philoſophen unwürdig, legt ſie aber dann dem Horaz wieder in den Mund, wogegen ſich eben ſo viel ſagen läßt. Allein es iſt auch im Gedichte ſelbſt nicht die geringſte Andeutung gegeben, daß der Dichter ſich ſelbſt als den Schiffbrüchigen, um Beſtattung Bittenden gedacht habe, und das wäre doch nothwendig geweſen, wenn ſelbſt ſeinen Zeitgenoſſen das Gedicht verſtändlich ſeyn ſollte. Das Matiniſche Ufer, die Ve-

Digitized by Google

usinischen Wälder führen nicht auf Horaz, denn die Oertlichkeit der Situation bringt mit sich, das der Verunglückte diese Lokalitäten nennt; sie passen ebenso gut in den Mund eines andern, als in den des Venusiners Horaz. Würde ein Horaz, ein schon in seiner Zeit gefeierter Dichter in einer sein Schicksal betreffenden Ode so gar keine Motive aus seiner Lebensstellung zu Ausschmückung der poetischen Konzeption entlehnt haben? Es ist nicht wahrscheinlich. Ist es aber ein gesunder poetischer Gedanke, die Möglichkeit eines Ereignisses zur Grundlage einer Dichtung zu machen, welche die Wirklichkeit desselben voraussetzt? Konnte der Dichter ohne seinen Zeitgenossen sogar dunkel zu werden, eine Komposition entwerfen, die auf einer nicht eingetroffenen Katastrophe beruhte, ohne die geringste Andeutung, daß er, Horaz, hier spreche? Die ganze Komposition des Gedichtes sträubt sich gegen diese Annahme.

Weiske beruft sich, um die Freiheit des Dichters, eine bestandene Gefahr als eine wirkliche Katastrophe hinzustellen, sich selbst in die Situation eines Todten zu versetzen und eine poetische Konception darauf zu gründen auf das Recht der Phantasie; allein dann müssen in der Komposition doch Momente seyn, welche beweisen, daß der Dichter sein eigenes Schicksal besingt, sonst verfehlt er seinen Zweck und wird unverständlich. Durchaus unzulässig ist die Berufung auf Od. II, 13, 21. ff. denn hier ist die Komposition eine ganz andere; der Dichter setzt nicht die ihm drohende Gefahr, durch einen Baum erschlagen zu werden als in Erfüllung gegangen hin, er sagt ausdrücklich, daß der Tod ihm nur gedroht habe: quam paene furvae regna Proserpinae et judicantem vidimus Aeacum &c., so daß der Leser in gar keinem Zweifel seyn kann. Hier spricht der Dichter geradezu von sich, von einer ihm drohenden Todesgefahr, während in unserer Ode er nicht von einer Gefahr, sondern von einer wirklichen Katastrophe spricht: me quoque Notus obruit undis, und nichts hinzufügt, was den Leser auf den Gedanken brächte, daß der Dichter von sich spräche. In der Ode an den Baum, dessen Sturz den Tod ihm drohte, spricht Horaz von sich als dem Geretteten; hier spricht er von sich als dem wirklich Verunglückten. Da er aber nicht

Digitized by Google

umkam und im Gedicht doch keine Andeutung enthalten ist, daß der Fall blos ein supponirter ist, so kommt doch immer Unklarheit in die Komposition, welche die Absicht des Dichters gänzlich vereitelt. Es ist nach alle dem im höchsten Grad unwahrscheinlich, daß der Dichter eine ihm drohende Gefahr zur See in dieser Weise zum Gegenstand eines Gedichtes sollte gemacht haben. Weiske sagt: »wie Horaz dort, wo er nach der Gefahr, die ihm der fallende Baum brachte, von sich als dem Geretteten spricht, doch sich im Geiste nach dem Orkus versetzt und dessen Gestalten uns vorführt, so war es eine natürliche und zugleich dichterisch kühne und wirkungsvolle Wendung, das als wirklich darzustellen, was sich der Phantasie in der Stunde der Gefahr aufdrängte«. Wir vermögen in diesem Satze das so mit dem wie nicht zu vereinigen. Weiske will damit beweisen, daß dem Dichter erlaubt war, einen möglichen Fall als wirklich darzustellen, allein in der 13ten Ode des 2ten Buchs thut der Dichter dies eben nicht, denn er spricht ja in dieser Ode, wie Weiske selbst angibt, von sich als dem Geretteten und sagt nur: fast hätten wir Proserpinas Teich und die Bewohner der Unterwelt gesehen, eine Sappho, einen Alcaeus, deren Tönen noch die Schatten lauschen. Der Leser weiß also, woran er ist, während wenn Horaz in der 28ten Ode des 1sten Buchs spricht, er von einem Schicksal spräche, was ihn nicht betroffen hat. Aber noch ein anderer Unterschied waltet ob. In der 13ten Ode des 2ten Buchs spricht Horaz von einem wirklichen Vorfall; die Gefahr des Schiffbruchs, die der 28sten Ode des 1sten Buchs zu Grund liegen soll, ist eine Hypothese Weiske's die ihm nöthig wird, weil er sie braucht zu der andern Hypothese, daß Horaz die redende Person sei.

Gerade die Art, wie Horaz in der 13ten Ode des 2ten Buchs eine ihm drohende Lebensgefahr zum poetischen Motiv für ein Gedicht gemacht hat, spricht gegen die Hypothese Weiske's, als sey er in unserer Ode der Sprechende; in jenem Gedicht ist alles klar, in dem unsrigen unklar, so wie man annimmt, daß Horaz spricht. Dort bedarf es keiner Hypothese zur Erklärung, hier mehr als Einer. Aber wie die Composition an sich, eben weil sie ohne Andeutung irgend einer Art

Digitized by Google

iſt, daß der Dichter nur ein möglich geweſenes Ereigniß als wirklich hinſtelle, verfehlt wäre, ſo widerſtrebt auch der Inhalt des Gedichts der Annahme, daß Horaz hier ſpreche. Daß die Worte nicht in den Mund des Archytas paſſen, ſagt Weiske ſelbſt; er meint es ſey des Philoſophen nicht würdig, mit Gemeinplätzen ſich zu tröſten über ſeinen Tod, und um eine Handvoll Staubes ſo ängſtlich zu betteln. Ich habe ſchon bemerkt, daß auch in Horazens Mund etwas anderes erwartet wird. Ein Dichter, der wie Horaz an ſo vielen Stellen ſeiner Oden, das lebendigſte Bewußtſein ſeiner Bedeutung, und ſeines über das Grab hinaus reichenden Ruhmes hat, wird wohl nicht im Tode über die Nutzloſigkeit geiſtiger Beſtrebungen philoſophiren und ſtatt über den Tod des Leibes mit der Ewigkeit ſeines Ruhmes und der auch für die Nachwelt dauernden Bedeutung ſeines geiſtigen Wirkens ſich zu tröſten, ängſtlich um eine Handvoll Staubes bitten. Es müßte, wenn Horaz ſpräche, doch irgend etwas ihm in den Mund gelegt ſein, was nicht eben ſo gut in den des gemeinſten Taglöhners paßte, ſondern ſeine perſönliche Stellung im Leben und nach dem Tode näher bezeichnete.

Daß Horaz dies nicht gethan, daß er in den Inhalt des Gedichts ſo gar nichts gelegt hat, was bewieſe, daß er der Sprechende ſei, ſcheint denn doch zu beweiſen, daß er, der als Lebender Od. II, 20. ſang: non usitata nec tenui ferar Penna biformis per liquidum aethera Vates neque in terris morabor; der ſang: non obibo, nec Stygia cohibebor unda; — — absint inani funere naeniae Luctusque turpes et quaerimoniae; Compesce clamorem ac sepulcri mitte super vacuos honores; ich ſage ein Dichter, der ein Gedicht wie Od. III, 30: Exegi monumentum aere perennius &c. &c. dichtete, kann nicht in einem andern, einer Viſion über ſeinen Tod, ſo ängſtlich um eine Handvoll Staubes bitten, und im Gedankenkreis des gewöhnlichſten Mannes aus dem Volke ſich bewegen.

So ſehr daher Weiske's einfachere Anſicht, die ich oben mitgetheilt, vor allen andern Auffaſſungen des Gedichtes den Vorzug zu haben ſcheint, ſo wenig Wahrſcheinlichkeit hat ſeine ſpeciellere, daß Horaz hier ſelbſt der Schiffbrüchige ſey, der ſpreche. W. C. Weber in ſeinem corpus poetarum latinorum ſagt in einer kurzen Note zu unſerer Ode: totum carmen ex-

Digitized by Google

hibere verba naufragi, cujus umbra cogitetur alloqui Archytam tumulatum acutissime demonstravit Weiske. Es ſcheint, daß Weber, indem er Weiske's Hypotheſe, daß der Schiffbrüchige Horaz ſelbſt ſey, ignorirt, ſie damit mißbilligt, und nur die zuerſt von ihm entwickelte Anſicht, daß überhaupt ein Schiffbrüchiger rede, als die richtige anerkennt. Aus welchen Gründen auch Weber dieſes thut, iſt in dieſen Bemerkungen nicht enthalten. Nicht zu verkennen iſt, daß dieſe Ode kein Meiſterſtück poetiſcher Compoſition iſt; ſie hat etwas Unklares an ſich, daher die ſo große Verſchiedenheit in ihrer Erklärung, und daher Orellis Klage, die wir in dem Eingang zu dieſer Abhandlung mitgetheilt haben. Es iſt mir gegangen wie ihm, nur in entgegengeſetzter Weiſe. In ſeiner größeren Ausgabe des Horatius erklärt er ſich für die monologiſche Auffaſſung, in der kleineren für die dialogiſche, im Excurſus, wo er die Anſicht eines ungenannten Freundes mittheilt. Ich bin im Anfang für die dialogiſche geweſen und bin jetzt, nachdem ich erſt jüngſt Weiske's Abhandlung geleſen, zur monologiſchen bekehrt. Klar iſt nur Eines, daß das Gedicht in dieſer und jener ſeine Gebrechen hat, und in keiner einen ganz reinen Genuß gewährt. Folgendes iſt ein Verſuch einer Ueberſetzung deſſelben:

Der Schiffbrüchige.

Dich, der Land und Meer ausmaaß und ſelber des Sandes
Menge, des unzählbaren, Archytas,
Dich deckt jetzt am Geſtade Matinums weniges Staubes
Spärliche Gab', und es nützet dir gar nichts,
Daß du, ein Sterblicher doch, in dem Geiſt in die Räume
des Aethers
Stiegſt und des Himmels Gewölb durchwanderteſt.
So ſtarb Tantalus auch, der einſt mit den Göttern geſchmauſet,
Und der zum Himmel entrückte Tithonus,
So Minos, der Vertraute des Jupiter; Tartarus feſſelt
Panthous Sohn, der wieder zum Orkus
Mußte hinab, mocht auch ſein Schild Trojaniſcher Zeiten
Zeugniß ihm ſeyn, und er ſelber dem ſchwarzen

Tod damals nur lassen die sterbliche Hülle zur Beute,
Er, den trefflichen Forscher der Wahrheit
Und der Natur du nennst! Doch es harret das nämliche Dunkel
Aller und Einmal gehn wir des Tods Pfad!
Mavors, dem finsteren, geben die Furien diesen zum Schauspiel,
Schiffer verschlingt die gierige Meerfluth;
Jünglinge fällt in Schaaren der Tod nicht minder als Greise,
Keinen verschont der Proserpina Mordlust.
Mich auch hat des Orion, des sinkenden, wilder Gefährte,
Notus, versenkt in Illyrische Meerfluth.
Doch du, Schiffer, versage dem nackten Gebein und dem Haupte
Nicht grausam ein wenig des flüchtgen
Meersands! Was dann drohe der Ost Hesperiens Fluthen,
Nur Venusias Wälder, doch du nicht
Magst empfinden des stürmenden Wuth, und reicher Gewinn mag
Dir zuströmen, woher es auch sei, durch
Jupiters Gunst und Neptunus, den Gott des geweihten
Tarentum!
Oder erschreckt ein Frevel dich nicht, der
Einst unschuldigen Kindern von dir Weh bringt? Doch
vielleicht harrt
Auch dein selbst der gebührende Lohn und
Rauher Vergeltung Wechsel; der Fluch des Verlassenen bleibet
Nicht unerfüllt, der Frevel ist sühnlos.
Ob du auch eilst, schnell ist es gethan; drei Würfe des Staubes
Spende mir, und dann setze die Fahrt fort!